

Inhalt

[Angelika Wilmes](#) "Wer nicht gegen uns ist, ist für uns!"

Weltsituation

[Jürgen Todenhöfer](#) Afghanisches Blut ist billiger

[Franz Kamphaus](#) Pflugscharen zu Schwertern?

[Johannes Paul II](#) Aus der Botschaft für die Fastenzeit 2001

[Faten Mukarker](#) Wie ich und meine Tochter 11 Jahre alt wurden

[Ludwig Wilmes](#) Haben Sie es bemerkt?

[Gernot Facius](#) Der "Limburger Sonderweg" vor der letzten Etappe

[Ferdinand Kertiens](#) Was man von den Christen in Peru lernen kann
Ein Kommentar

Projekte

[Johannes Becker](#) Nachrichten aus der Ukraine

[Erika Becker](#) Die Situation der kleinen Propheten in Recife

[Katharina Müller](#) Eindrücke aus dem Mädchenhaus

Innerkirchliches

[Eder - Bentler - Wilmes](#) Als ob das Konzil nie stattgefunden hätte

[Alo Echelmeyer](#) Ein Brief

**"Wer nicht gegen uns ist, ist für uns!"
(Mk 9, 40)**

Bekannter ist das von Matthäus überlieferte Wort Jesu: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns!“ (Mt 12, 30) - ein Wort gegen die Lauen, die Unentschiedenen. Ein Wort auch, das – mißverstanden und aus dem Zusammenhang gerissen – fundamentalistischem Gruppenegoismus und Schwarz-Weiß-Denken jeder Couleur Vorschub leisten kann. Die Reaktionen auf die Anschläge vom 11. September haben uns das überdeutlich vor Augen geführt. Dagegen zeugt unser Jesuswort von Toleranz, von einer erstaunlich pragmatischen Toleranz, wenn wir die Begründung hören, die Jesus vorausschickt. Sie lautet: „Keiner, der in meinem Namen Machttaten vollbringt, wird kurz darauf schlecht über mich reden.“

Das Matthäuswort richtet sich an Jünger und fordert eine solidarische, konsequente Entscheidung für die Person Jesu. Diese Entscheidung kann nicht halbherzig sein; denn Jesus fährt fort: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.“ (Mt 12, 30)

In der kurzen Markusperikope dagegen haben wir es mit zwei historischen Kontexten zu tun.

- 1) Die Begegnung mit dem fremden Exorzisten und Jesu tolerante Haltung ihm gegenüber sind angesiedelt in einer Situation aus dem Wanderleben Jesu und der Jünger. Ein fremder Exorzist wirkt Wundertaten im Namen Jesu, obwohl er sich nicht zu seinen Jüngern zählt. Die Jünger wollen ihn daran hindern. Jesus dagegen mahnt sie zur Toleranz mit der oben erwähnten Begründung, daß derjenige kein Gegner sein kann, der sich auf seinen Namen beruft. Gegenüber denen, die wie er menschliches Leid lindern, kennt Jesus keine Rivalität, sondern er plädiert für ein gelassenes Nebeneinander.
- 2) Markus als Redaktor der Perikope hat aber auch die nachösterliche Gemeinde im Blick, die sich in einer Situation der Verfolgung befindet. Unser Jesuswort dient in diesem Zusammenhang sozusagen als Beruhigung: „Wer nicht gegen uns ist, ist für uns!“

Heute will es uns scheinen, als sei Jesu Aufruf zur Toleranz gegenüber denen, die im anderen "Lager" unsere Ziele verfolgen, ungehört verhallt. Schon daß gerade dieses Jesuswort kaum bekannt ist, spricht Bände. Die jüngste Diskriminierung der reformatorischen Kirchen durch das römische Dokument "Dominus Jesus" hat gezeigt, wie weit die offizielle katholische Kirche von der gelassenen Einstellung Jesu entfernt ist. Lutheraner, Reformierte, Anglikaner, Orthodoxe und Katholiken - sie alle handeln und reden im Namen Jesu.

Warum also allen außer der eigenen christlichen Gemeinschaft das Prädikat "Kirche" absprechen? Jesus kennt diese Rivalität nicht. Er duldet es, daß andere in seinem Namen Gutes tun, selbst wenn sie ihn nicht einmal als Meister anerkennen.

Die großzügige Gelassenheit, die souveräne Freiheit, mit der uns Jesus in dieser Episode des Markus-evangeliums entgegentritt, prägt sein gesamtes Wirken. Er ist frei von Berührungsängsten. Er läßt sich die Füße von einer Prostituierten salben, er versammelt Menschen als Jünger um sich, die keineswegs vollkommen sind: Ehrgeizig eifern sie um die besten Plätze im Reich Gottes, in der Stunde seiner Todesangst schlafen sie ein, einer verleugnet ihn aus Angst, ein anderer verrät ihn für Geld. Jesus sondert keinen aus, er sieht seine Botschaft durch seinen "Umgang" nicht gefährdet, er "reißt nicht mit dem Unkraut den Weizen aus".

Die Christen – welcher Epoche und welcher Kirche auch immer – haben sich von dieser Freiheit Jesu wenig anstecken lassen, weder die Kirchenleitungen noch die Christen in den Gemeinden.

- Wie schnell wurde nach den Anschlägen am 11. September von beiden Lagern die Welt in Gut und Böse eingeteilt! Wie gut ließ sich das Matthäuswort: "Wer nicht für uns ist, ist gegen uns" als Aufruf zu einem Handeln mißbrauchen, das dem Geist Jesu zuwiderläuft. Man blockierte mit diesem Schwarz-Weiß-Denken auf beiden Seiten jede Nachdenklichkeit über eigene Fehler und Versäumnisse. Eine besonnene Entscheidung zugunsten eines vorrangig politischen Vorgehens konnte nicht zustandekommen. Gegen das Böse hilft eben nur militärische Gewalt.
- In wie vielen Gemeinden ist es immer noch schwer für Neuzugezogene, in den Kreis der Kerngemeinde vorzudringen! Und wenn die dann noch neue und ungewohnte Ideen haben...!
- Wir ärgern uns auf kleinlichste Weise, wenn zu Weihnachten die Kirchenbänke von Leuten gefüllt werden, die wir gar nicht kennen: "Gehen das ganze Jahr nicht in die Kirche, und Weihnachten nehmen sie uns die Plätze weg!" - Sollten wir uns nicht freuen, daß sich viele Menschen wenigstens Weihnachten nicht ohne Gottesdienst vorstellen können!? Sollten wir nicht alles tun, um einladend zu wirken, sollten wir nicht sogar unsere Plätze anbieten, die uns doch das ganze Jahr über im Überfluß zur Verfügung stehen!?
- Wie unduldsam verhalten wir uns gegenüber den Gottesdienstformen, die anderen in der Gemeinde wertvoll sind, die uns selbst aber – aus welchen Gründen auch immer – nicht liegen! Hat nicht vieles nebeneinander Platz?
- Und die Gruppierungen und Lager innerhalb der Kirchen? Weit über die sachliche und faire Auseinandersetzung hinaus gebärden sie sich als unversöhnliche Gegner und blockieren sich durch ihre Vorurteile selbst und gegenseitig.

„Wer nicht gegen uns ist, ist für uns!“ Jesus ist keiner, der ausgrenzt. Von Berührungängsten, Gruppenzwängen, vorgegebenen Rollen läßt er sich in seiner Freiheit nicht einschränken, einer Freiheit, die Befreiung und Heil der Menschen im Blick hat, die ihm begegnen.

Angelika Wilmes

Afghanisches Blut ist billiger

Warum wir dabei sind, den Kampf gegen den Terrorismus zu verlieren

Von Jürgen Todenhöfer

Als ich im August 1980 mit den Mudschahedin durch das besetzte Afghanistan zog, wehten uns überall weiße Stoffwimpel entgegen. Ein jeder stand für den Tod eines Menschen. Am Ende des Krieges 1989 flatterten mehr als eine Millionweißer Wimpel im Wind. Wir haben noch einiges zu tun, damit sich solches nicht wiederholt und Afghanistan nicht erneut in einen blutigen Bürgerkrieg versinkt und sich ein monströses Massaker wie jenes vom 11. September nicht alle paar Monate wiederholt.

Die Amerikaner haben in Kabul die Falschen an die Macht gebombt. Die Nordallianz vertritt vor allem afghanische Minderheiten wie Tadschiken, Usbeken, Hazaras und Turkmenen. Ihr Führer Burhanuddin Rabbani ist selbst Tadschike. Eine neue afghanische Koalitionsregierung wird aber nur bestehen, wenn sie von einem Paschtunen, einem Vertreter der größten Bevölkerungsgruppe, geführt wird. Es könnte sonst wie 1993, als Rabbani schon einmal die Macht in Kabul übernommen hatte, wieder zu einem Bürgerkrieg oder sogar zur Spaltung des Landes kommen. Eine Spaltung würde vor allem Pakistan destabilisieren. Pakistans Präsident Musharraf wird es ohnehin schwer haben, seinem Volk klarzumachen, daß durch sein Bündnis mit den Vereinigten Staaten in Kabul erklärte Gegner Pakistans an die Macht gekommen sind.

Nicht die Amerikaner, sondern die Afghanen selbst sollten Bin Ladin jetzt ausschalten. Bin Ladin hat mit seinen feigen Terroranschlägen gegen Unschuldige schließlich nicht nur den Freiheitskampf der Afghanen, sondern auch den Islam verraten. Bin Ladin möchte als Märtyrer sterben. Er will der Weltmacht Amerika unterliegen, nicht aber afghanischen Kämpfern. Man wird nicht zum Märtyrer, wenn man von afghanischen Muslimen ausgeschaltet wird. Seine Ergreifung oder Tötung durch die amerikanische Supermacht würde ihn zu einer mythischen Gestalt, zu einem Robin Hood des Islamismus, erheben. Diese Ehre sollten wir ihm nicht erweisen.

Mit den Taliban haben die Amerikaner das falsche Schwein geschlachtet. Die Taliban haben, egal, ob sie nun im Hindukusch, der mächtigsten Trutzburg der Welt, weiterkämpfen oder in den Untergrund sickern, in der Bombenschlacht verloren. Sie sind genauso wie Bin Ladin keine Träne wert. Sie haben die afghanische Kultur, das afghanische Volk und vor allem die afghanischen Frauen in übelster Form unterdrückt. Als Schutzmacht des islamischen Terrorismus spielten sie jedoch nur eine drittklassige Rolle. Keiner der Selbstmordattentäter vom 11. September war Afghane. Fast alle waren Saudis.

Afghanistan wurde und wird bombardiert, weil es das ärmste Land der Region ist und weil es die wenigsten Freunde hat. Afghanisches Blut ist billiger, wie der von den Taliban ermordete Abdul Haq einmal bitter gesagt hat. Die entscheidenden Paten des internationalen Terrorismus sitzen in Saudi-Arabien und in den arabischen Emiraten. Aber welcher amerikanische Präsident legt sich schon mit den reichen Erdölstaaten an?

Die Amerikaner haben mit dem Bombenkrieg Haß in die Herzen der islamischen Welt gepflanzt. Der militärische Erfolg im Kampf gegen die Taliban ist ein Pyrrhussieg. Millionen radikale Muslime auf der Welt werden Rache schwören dafür, daß das reichste Land das ärmste Land der Welt in Grund und Boden gestampft hat. Einige Kenner der islamischen Welt sind der Auffassung, daß mit dem Fall Kabuls der Kampf gegen den islamischen Terrorismus fast verloren ist.

Und dieser Kampf ist ungleich wichtiger als der Krieg gegen die Taliban. Die Entscheidung, den islamischen Terrorismus mit konventionellen Kriegen und mit Bomben auf Städte zu bekämpfen, ist der Kardinalfehler der Antiterrorpolitik. Verteidigungsminister Rumsfeld hat vor einigen Tagen erklärt: „Al-Quaida ist nur eine von 46 Terrororganisationen weltweit. Da gibt es noch viel zu tun.“

Heißt das also, wenn Afghanistan erledigt ist, wird in anderen Ländern weitergebombt? Glauben die Amerikaner wirklich, man könne sich eine gerechte Welt zurechtbomben?

Der Westen muß jetzt zeigen, daß er nicht nur für militärische Stärke, sondern auch für Gerechtigkeit und Menschlichkeit steht. Nur dann erhält der islamische Terrorismus keinen Zulauf mehr. Dafür braucht es eine moralische Koalition gegen den Terrorismus. Diese aber kann es nur geben, wenn wir aufhören, uns ins Unrecht zu bomben. Sobald die Taliban ausgeschaltet sind, sollte ein großzügiger Marshallplan für Afghanistan in Kraft treten. Die Entwicklungshilfe auch für die übrigen islamischen Länder sollten wir verstärken. Der Krieg gegen die Armut ist billiger und wirkungsvoller als der Krieg gegen die Armen, Wir müssen endlich in einen partnerschaftlichen Dialog mit der islamischen Welt eintreten und aufhören, so zu tun, als gäbe es keine Alternative zum amerikanischen Kulturmodell, das für die meisten Menschen beim Geldverdienen aufhört. Und wir - oder gerade die Amerikaner - müssen stärker in den Nahostkonflikt eintreten und die Rolle des ehrlichen Maklers übernehmen.

Die Afghanen haben das Recht, ohne Taliban, ohne Usama Bin Ladin, aber auch ohne unsere Bomben in ihrem Land zu leben. Irgendwann haben auch die Kinder dieses geschundensten Landes der Welt einen Zipfel vom Glück verdient. Unseren Kindern wünsche ich, daß sie in eine Welt hineinwachsen, in der es die Geißel des internationalen Terrorismus nicht mehr gibt, weil sich die Politik nach Bismarcks weisem Satz richtet: „Die Politik hat nicht zu rächen, was geschehen ist, sondern dafür zu sorgen, daß es nicht wieder geschieht.“

(FAZ 22. 11. 2001)

Der Autor ist stellvertretender Vorstandsvorsitzender der Hubert Burda Media AG und war in den Achtziger Jahren entwicklungs- und abrüstungspolitischer Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion.

Franz Kamphaus
Pflugscharen zu Schwertern?
Gerechter Friede für eine Welt des Terrors

Vortrag von in der Katholischen Akademie Berlin am 11. Oktober 2001

Von den Ereignissen am 11. September ist die ganze Welt erschüttert worden. Viele Menschen fürchten einen nicht mehr kalkulierbaren Krieg, viele haben Angst vor neuen Terroranschlägen. Auf einem Akademieabende der Katholischen Akademie Berlin stellte Bischof Franz Kamphaus auf dem Hintergrund der Ereignisse von New York und Afghanistan das Hirtenwort "Gerechter Friede" der Deutschen Bischofskonferenz vor.

Im Folgenden dokumentieren wir den Wortlaut des Vortrages.

1. Im Bann der Gewalt

„Gesetzt den Fall, Sie haben noch keinen umgebracht, womit erklären Sie sich das?“ Diese provozierende Frage aus dem zweiten Tagebuch von Max Frisch ist so verblüffend wie abgründig erhellend: Nichts ist verdächtiger als der, der vorgibt, immer nur das Gute zu wollen. Für ihn sind die Bösewichte und Übeltäter stets die anderen. Nein, die Gewalttätigkeit steckt als Versuchung in uns selbst - und in der alten kirchlichen Lehre von der Erbsünde ist immer schon zum Ausdruck gebracht, wie sehr jeder von uns in einen Zusammenhang universaler Verblendung hineinverwickelt ist.

„Heute haben wir das Böse gesehen.“ Das sagten Augenzeugen der Terrorakte des 11. September. Das Böse - aufgeklärt wie wir sind, dachten wir im Grunde schon, es sei inzwischen abgeschafft. Theologen diskutieren, ob man noch vom Teufel reden kann oder besser nicht. Viele denken, durch die Aufklärung seien die Menschen endlich vernünftig geworden und über das Böse hinaus. Das 20. Jahrhundert müßte sie eines anderen belehren, und der Anfang des neuen Jahrhunderts und Jahrtausends leider auch. „Heute haben wir das Böse gesehen.“ Es gibt eine Evidenz der unmittelbaren Erfahrung, die durch theoretische Erörterungen nicht zu überholen ist.

Die Bibel ist entlarvend. Sie beschönigt oder verdrängt die Gewalttätigkeit des Menschen nicht, sie nennt sie beim Namen. Kein menschliches Thema, weder Arbeit noch Liebe, weder Familie noch Natur noch Bildung erscheint im Alten Testament so häufig und ist so drastisch dargestellt. Die Verschleierung der Gewalt wird zerrissen. Hier wird nicht weggeschaut, sondern hingeschaut auf das, was ist, auch was in uns selbst los ist, nicht nur bei den anderen. Das bewahrt vor jener Schwarz-weißmalerei, die die Welt in zwei Lager einteilt und sich selbst auf jeden Fall im Lager der Guten ansiedelt. So einfach ist die Sache nicht.

„Heute haben wir das Böse gesehen.“ Wie reagieren wir? Am 12. September meinte Dagmar Reim in den Tagesthemen, in dieser Situation solle man das Neue Testament einmal beiseite stellen und sich an die alte Devise erinnern "Auge um Auge, Zahn um Zahn". Da weiß man, wo man dran ist, da stimmt die Rechnung. Wie du mir, so ich dir. Gewalt gegen Gewalt. Das sitzt uns in den Knochen. Ist nicht das Vergeltungsprinzip ein realistisches, solides Fundament? Immerhin markiert es einen wichtigen Fortschritt in der Rechtsgeschichte.

Gegenüber der archaischen Rache, die den einmal zugefügten Schaden maßlos und über Generationen hinweg nachgetragen und vergolten hat, garantiert das "Wie du mir, so ich dir" geordnete Verhältnisse. Ist es der Weisheit letzter Schluß?

"Auge um Auge" macht schließlich alle blind - durch den Haß und überhaupt: Am Ende hat keiner mehr ein Auge.

2. Jesu Weg

Jesus ist nicht beim Vergeltungsdanken stehen geblieben. Er hat – vor allem in der Bergpredigt – einen neuen Weg eröffnet, seinen Weg. Er baut nicht auf die äußeren Machtmittel, sondern auf das innere Vermögen des Menschen, auf seine Liebesfähigkeit und seinen Glauben. Er baut nicht zuletzt auf seine Fähigkeit, in unausgeglichene Verhältnisse zu leben. Er traut dem Menschen zu, in Verhältnissen zu leben, in denen die Waage nicht waagrecht, sondern schief hängt, und das zu seinen Ungunsten. Leicht wird eine solche Haltung mit Dummheit und Schwäche oder Blauäugigkeit gleichgesetzt. Äußerlich betrachtet, kann sie diesen Eindruck erwecken. Im letzten jedoch ist sie nicht Ausdruck von Schwäche, sondern von Stärke.

Die Ethik der Bergpredigt beginnt nämlich nicht damit, sich schlagen zu lassen, sondern sich lieben zu lassen. Ihr Fundament ist der Glaube an Gott den Vater, der weiß, was wir brauchen, und der hinter uns steht. Wer sich auf ihn einläßt, der muß sein Leben nicht selber sichern. Er hat den Rücken frei. Wem Gott die Realität seines Lebens ist, der muß keine Angst mehr um sich selber haben. Er kann sich angstfrei den anderen zuwenden. Er kann auch Schläge einstecken, ohne daß sein Fundament dadurch ins Wanken gerät.

So wenig wie das Einstecken von Schlägen der Beginn der Ethik Jesu ist, so wenig ist es ihrer Weisheit letzter Schluß: „Halt auch die andere Backe hin.“ Jesus rät hier nicht zur Passivität, zum bloßen Hinnehmen. Er ermutigt und ermuntert zu einer neuen Initiative. Er setzt auf die Phantasie und Schöpferkraft der Liebe, die das Böse an der Wurzel zu überwinden sucht. „Besiege das Böse durch das Gute“ (Rö 12,21).

Jesus hat nicht zurückgeschlagen. Er ging nicht über Leichen. Er widerstand der Versuchung, mit Macht die Welt in Ordnung zu bringen, mit Macht die sogenannten "klaren Verhältnisse" zu schaffen. Der nichts als Frieden wollte, wurde Opfer menschlicher Gewalt. Das Kreuz bringt ans Licht, was im Menschen steckt: Das ganze Ausmaß der Gewalttätigkeit in uns und um uns. Gott hält sich die Wunden der Gewalttat nicht vom Leibe, er trägt sie selbst – und er hat die Kraft, sie zu verwandeln – so wahr Jesus von den Toten auferweckt ist.

Das Kreuz offenbart, wozu menschliche Gewalttätigkeit fähig ist. Und es offenbart zugleich Gottes Gewaltlosigkeit. Wir sind nicht mit Gewalt erlöst, nicht durch die Liebe zur Macht, sondern durch die Macht der Liebe.

3. Zum Einsatz militärischer Mittel

In einer von Gewalt durchdrungenen Welt wird man zwar Selbstverteidigung und Nothilfe für die von ungerechter Gewalt Betroffenen nicht – als eine Option des Handelns – einfach ausschließen können. Aber als Christen dürfen wir uns die Zwiespältigkeit, die auch mit solcher legitimen Gewaltanwendung einhergeht, nie ausreden lassen.

Der Ungeduld, die immer wieder darauf drängt, den gordischen Knoten der Gewalt mit dem militärischen Schwert zu durchschlagen, dürfen wir uns ebenso wenig beugen wie der Gefahr zynischer Abstumpfung, die resigniert die Gewalttätigkeit als unveränderbar gegeben hinnimmt. In "Gerechter Friede" haben wir uns mit den Bedingungen eines legitimen militärischen Einsatzes auseinandergesetzt.

1. Das Prinzip der Erfolgsaussicht: "Es muß eine hinreichende Wahrscheinlichkeit bestehen, daß die Gewaltanwendung ihr Ziel tatsächlich erreichen kann und die Lage nicht etwa noch verschlimmert wird" (GF 155). Gibt es eine solche hinreichende Erfolgsaussicht bei den derzeitigen Militärschlägen gegen den Terrorismus? Oder wird dadurch die Lage in bestimmten Ländern und Regionen nicht noch weiter angeheizt und destabilisiert, so daß sich die Welt am Ende einer noch größeren Zahl haßerfüllter Terroristen gegenüber sieht?
2. Wir haben in "Gerechter Friede" auch die traditionelle kirchliche Lehre in Erinnerung gerufen, daß die Zivilbevölkerung bei einem Militäreinsatz so weit wie nur möglich von einer militärischen Gewaltanwendung verschont bleiben muß. Wer eine solche Aktion unternimmt, muß deshalb auch zeigen können, daß er sie erfolgreich durchführen kann, ohne unermeßliches Leid über die Zivilbevölkerung des attackierten Staates zu bringen.
3. Von besonderer Bedeutung ist das Völkerrecht. Wie schon beim Kosovo-Krieg wird jetzt deutlich, daß das Völkerrecht keine wirklich überzeugenden Lösungen für Situationen wie diese bereithält. Die rechtliche Grundlage für die alliierten Aktionen stellt Artikel 51 der UN-Charta zum Selbstverteidigungsrecht der Staaten dar. Im Grundsatz gibt es offenbar einen Konsens darüber, daß dieser Fall gegeben ist. Der Sicherheitsrat hat sich mehrere Male mit der Sache befaßt und einschlägige Resolutionen verabschiedet. Doch die Sache ist nicht ohne Fragen.

Die UN-Charta bezieht sich auf das Verhältnis zwischen Staaten. Die Attentate sind offenbar nicht von Staaten als solchen ausgegangen, sondern von einer Verbrecherorganisation. Wenn aber Staaten – wie Afghanistan – solchen Banden Unterstützung bieten, sind sie mitverantwortlich. Weiter: Das Notwehrrecht betrifft den Fall einer militärischen Aggression. Liegt sie vor? Afghanistan hat sicher nicht angegriffen, folglich sind Militärschläge allenfalls unter präventivem Gesichtspunkt legitimiert. Präventive Maßnahmen scheinen insofern berechtigt, als Bin Laden keinen Zweifel an seiner Entschlossenheit läßt, weiterhin terroristisch vorzugehen. Aber er und seine Organisation als eigentliche Adressaten von Aktionen existieren gleichsam völkerrechtlich nicht. Das Taliban-Regime ist völkerrechtlich nicht anerkannt und zudem nicht direkt verantwortlich.

Fragen sind allemal am Platz und dürfen nicht als Verstoß gegen die Bündnisverpflichtungen diffamiert werden. Wenn die Terroristen Verbrecher sind, müßten Gegenmaßnahmen streng polizeilichen Charakter haben. Ansonsten könnte man auch gegen die Mafia militärisch vorgehen. Wenn es sich um Kriegsgegner handelt, dann heißt das: Wir haben unter der Hand den Kriegsbegriff ausgeweitet, und zwar in einer Weise, die völkerrechtlich höchst fragwürdig ist.

4. Militärische Mittel dürfen in jedem Falle nicht das einzige und auch nicht das vorrangige Instrument sein, mit dem wir auf die Herausforderungen von Terror und Gewalt reagieren. Gewaltärmere Mittel sind vorzuziehen. Darum ist es gut, daß die allermeisten Staaten jetzt zusammenstehen wollen, um die Bewegungsfreiheit und die Handlungsspielräume gewalttätiger Gruppen einzuschränken und sie von ihren Finanzquellen abzuschneiden.

4. Das kleinere Übel

Gewaltlosigkeit im Sinne des Evangeliums ist kein Prinzip, eher ein Rat. Man kann nicht den Gewaltverzicht anderer fordern, wenn es um ihr Leben geht. Doch der Abscheu gegenüber Gewalt und Blutvergießen muß auch die noch prägen, die im Notfall zur Gewalt greifen. Er kann verhindern, der Faszination der Gewalt zu erliegen, die als Macht über Leben und Tod besonders verführerisch wird. Die Eigendynamik der Militärmaschinerie ist höchst gefährlich. Krieg als Computerspiel!

Offen gesagt: Die von unseren führenden Politikern immer neu bekundete uneingeschränkte Zustimmung zu den militärischen Aktionen verschlägt mir den Atem.

Der Geist der Gewaltlosigkeit, aus dem Jesus gelebt und gewirkt hat, kann in einer von Gewalt durchdrungenen Welt nicht davor bewahren, in Situationen zu geraten, die zum Schutz von Leib und Leben nach Gegengewalt rufen. Wohl aber hält er das Gespür dafür wach, daß auch solche hindernde und schützende Gewalt als das kleinere Übel ein Übel bleibt, ein schmerzlicher Makel an der Gestalt der Welt. Eben darum treibt dieser Geist auch dazu an, daß es in kluger Vorsorge möglichst nicht zu einer solchen Dilemma-Situation kommt. Mit dem Übel notwendiger Gewalt läßt sich zwar zur Not leben; mehr zu denken ist Christen aber nicht erlaubt. Es gibt für sie keine Alternative zu dem Ziel, Gewalt zu verhindern oder wenigstens zu mindern und ihre Folgen zu lindern. Die Maxime lautet daher: Vorbeugen ist besser als heilen, Prävention geht vor Reaktion und Vergeltung.

Gott Dank haben in unseren Tagen Wörter wie Gewaltprävention, Gewaltverhütung, Gewaltminderung in der Sicherheitspolitik einen ganz neuen Stellenwert bekommen. Nur so werden die uralten Teufelskreise von Gewalt und Gegengewalt, von Demütigung und Rache durchbrochen. Nur so werden nicht immer neu aus Opfern Täter und aus Tätern Opfer. Nur so ist das Ende einer gewalttätigen Auseinandersetzung nicht zugleich der Beginn neuer Gewalttaten. Wir haben doch vor zwölf Jahren – daran darf man erinnern, auch wenn die Situation heute eine ganz andere ist, Erfahrungen gemacht, die wir nicht vergessen dürfen: Gewaltfreiheit kann Geschichte machen, runde Tische dienen dem Frieden, Vertrauen kann Angst überwinden.

5. Gewaltprävention

Den brutal agierenden Gewalttätern ist nicht mit Gegengewalt allein beizukommen. „Der globale Terrorismus gleicht einem Krebs mit vielen unsichtbaren Herden. Es reicht nicht, nur ein Karzinom herauszuschneiden, denn was bleibt, streut. Vor allem darf der Patient nicht getötet werden. Der Patient? Das sind die Geschundenen und Unterdrückten von Afghanistan, das sind wir - unsere liberale Staats- und Wirtschaftsordnung“ (J. Joffe). Das ganze Kriegsmaterial, die mit Hochtechnologie vollgestopften Raketen, Panzer und Bomber taugen nur sehr, sehr eingeschränkt zur Terrorbekämpfung, so wenig wie der überkommene Begriff "Krieg" die Situation zutreffend beschreibt.

Raketen können den terroristischen Gruppen und halbstaatlichen Organisationen eben nicht den Sauerstoff der kulturellen und politischen Zustimmung abdrehen. Derzeit sind sich ziemlich alle einig, daß der Kampf gegen den Terrorismus im wesentlichen präventiv geführt werden muß. Da rennt man also offene Türen ein. Nur – wie ernsthaft und glaubwürdig sind solche Beteuerungen?

Oft ist in diesen Tagen von Entschlossenheit, Unnachgiebigkeit und Opferbereitschaft die Rede. Es wäre viel gewonnen, wenn diese Tugenden nicht nur im Blick auf Militäreinsätze beschworen würden, sondern vor allem im mühsamen Ringen um eine Politik der Gewaltvorbeugung zum Tragen kämen. Gibt es ein Konzept dafür? Viele Maßnahmen der Politik sind zu kurzatmig, stehen unter dem Druck der Öffentlichkeit, der Medien. Die Frage ist, wie wir eine gesellschaftliche Entwicklung anstoßen und unterstützen können, die nicht immer nur neue Gewalt hervorbringt, sondern die Herrschaft der Gewalt in den Köpfen und Herzen der Menschen zurückdrängt, nicht zuletzt in unseren eigenen. Die Politik muß darin investieren, Krisen vorzubeugen statt nur Konflikte zu managen.

Wer auf die mittel- bis langfristigen Konfliktperspektiven hinweist, begegnet allzu oft dem Einwand, daß seine Handlungsvorschläge Dringlicherem zu weichen hätten. Man betrachte nur die geradezu skandalöse Diskrepanz zwischen den Finanzmitteln für den Militäreinsatz im Kosovo und jenen

bescheidenen Mitteln, die nach heftigem Ringen für den Stabilitätspakt und den Wiederaufbau bereitgestellt wurden (vgl. Ruanda, Sudan, Irak, Palästina). Die humanitäre Hilfe, die derzeit medienwirksam in Afghanistan geleistet wird, steht in gar keinem Verhältnis zum Aufwand der militärischen Mittel. Ich will die Carepakete nicht madig machen, ich hab' in der Nachkriegszeit über Jahre selbst davon gelebt. Aber die Frage bleibt: Einen übergroßen Teil der Intelligenz investieren wir in immer perfektere Waffensysteme, statt diese Intelligenz für die Entwicklung der armen Völker einzusetzen. Die Armen hungern nicht, weil wir zuviel essen, sondern weil wir zu wenig denken, zu kleinkariert an unsere eigene Sicherheit, zu kurzfristig nur an unsere eigenen Interessen. In Sachen ökonomischer Globalisierung sind wir Riesen, in Sachen globaler Solidarität sind wir Zwerge. Wir investieren in Waffen, und die Krisenherde in der Welt wachsen und produzieren neue Kriege.

1. Besondere Bedeutung kommt dem Einsatz für eine durchgreifende Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen der Armen zu. Auch wenn unter den Terroristen von New York und Washington gut ausgebildete Ingenieure gewesen sein mögen: Es sind vor allem die Elendsquartiere in vielen arabischen und muslimischen Ländern, die junge Leute in Entwurzelung und Perspektivlosigkeit stürzen und den Nährboden bilden für Fanatismus und Gewaltbereitschaft. Sicher kommt der Nachwuchs der Terroristen nicht unmittelbar von dort. Aber das Elend der Slums, Lager und Hungerzonen nährt das Verständnis und die Zustimmung für Angriffe gegen die westlichen Metropolen.

Keine Frage: Aktuell geht es darum, den Terroristen in den Arm zu fallen und sie an weiteren Verbrechen zu hindern. Aber auf Dauer werden wir den Terrorismus nur in den Griff bekommen, wenn wir uns den Ursachen des abgrundtiefen Hasses stellen, der die Täter und ihre wohl nicht ganz kleine Zahl von Sympathisanten treibt. Das kostet Geld und Respekt vor dem anderen. Reiche Industrieländer unterstützen arme Länder, indem sie diese fair am Welthandel beteiligen und auf Protektionismus verzichten. Oder indem sie diesen Ländern ihre Schulden erlassen und ihnen Hilfe zur Selbsthilfe geben, eine Hilfe, die mehr ist als Transfer von Geld und westlichem Know-how. Derzeit verringern die Industrieländer seit Jahren ihre Hilfe, schreiben ganze Kontinente ab. Wir investieren weit mehr in Waffen als in Entwicklung.

2. Es ist Zeit, die westliche Selbstgewißheit zu hinterfragen. Wir müssen uns eingestehen, daß wir mindestens ebenso Teil des Problems sind, wie wir Teil der Lösung werden können. Der Haß gegen alles Westliche, der im Terrorismus seinen dramatischen und mörderischen Ausdruck findet, wird schließlich nicht nur durch die wirtschaftlichen, sondern auch durch die politischen und kulturellen Ungleichgewichte der heutigen Weltsituation genährt. Gerade in den muslimisch geprägten Ländern haben viele den Eindruck, ihre Kultur und ihre Traditionen würden bei uns im Westen nicht ernstgenommen, ja sogar verachtet. Allzu viele sind überzeugt, selbst die Menschenrechte seien letztlich nur ein Vehikel, mit dessen Hilfe die Länder Europas und Nordamerikas die islamischen Gesellschaften aushöhlen und von ihren Wurzeln abschneiden wollten, um sie auf Dauer kulturell, politisch und wirtschaftlich (erneut!) kolonisieren zu können.

Wir müssen solchen Vorhaltungen widersprechen, aber wir sollten doch die tiefsitzende Verwundung ernst nehmen, die uns hier entgegentritt. Und wir müssen uns auch fragen, welche geschichtlichen und auch aktuellen Erfahrungen das Ressentiment in der islamischen Welt gegenüber dem Westen immer wieder anfachen. Vielleicht gehört es ja zur Pathologie der international dominierenden Länder und Gesellschaften, die Verletzungen und Demütigungen, die sie anderen zufügen, gar nicht mehr wahrzunehmen. Es kann nicht darum gehen, andere Völker und Kulturen in die Knie zu zwingen, wir müssen helfen, daß sie auf die Beine kommen.

3. Ein fauler Friede, der sich mit Ausbeutung und Ungerechtigkeit abfindet, darf unsere Sache nicht sein. Es ist offensichtlich: Friede kann nur werden, wo Recht herrscht. Dabei ist die konkrete Anerkennung und Respektierung der Menschenwürde, wie sie in den Menschenrechten zum Ausdruck kommt, von fundamentaler Bedeutung. Bei der Verfolgung der Straftäter sind rechtsstaatliche Kriterien zu beachten. Parolen wie "tot oder lebendig" haben keinerlei Recht. Nur wenn es uns gelingt, die Menschenrechte zur Grundlage der internationalen Beziehungen werden zu lassen, nur wenn auch in der Art, wie wir Wirtschaften und Gesellschaften organisieren, Menschenwürde und Menschenrechte zum Zuge kommen, können Grundlagen für einen nachhaltigen Frieden geschaffen werden. Es geht darum, das Recht des Stärkeren durch die Stärke des Rechts zu ersetzen.

Menschenrechte und Gerechtigkeit sind Grundlage einer erfolgversprechenden Friedenspolitik und als solche unteilbar. Die Koalition gegen den Terrorismus umfaßt in dieser Hinsicht höchst zweifelhafte Bündnispartner. So notwendig etwa die Einbindung Rußlands in die Antiterror-Koalition ist, sie wäre zu teuer bezahlt, wenn wir dafür die massive Mißachtung der Menschenrechte in Tschetschenien widerspruchslos in Kauf nehmen würden.

4. Die gegenwärtige Unsicherheit der Rechtslage und die Eigenart der verfügbaren Mittel (Militär) machen deutlich, wie notwendig es ist, das internationale Recht weiterzuentwickeln, die internationale Gerichtsbarkeit auszubauen und die UN auf geeignete Weise mit Zwangsmitteln auszustatten. Es fehlt der politische Wille zum Ausbau verbindlicher internationaler Rechtsstrukturen. Das erklärt zu einem großen Teil die Mängel und Regelungslücken des geltenden internationalen Rechts. Wer ernsthaft für die Stärkung der Mittel und Methoden zur Gewaltprävention eintritt, muß eine Politik zu überwinden suchen, die von nationalstaatlicher Interessenkonkurrenz bestimmt ist. Politiker müssen erkennen, wie sehr faktisch das Schicksal ihres eigenen Landes in das der Völkergemeinschaft verwoben ist. Gefragt ist eine Weltinnenpolitik, die sich den Anforderungen eines global verstandenen Gemeinwohls stellt. Das Wohl der Völkergemeinschaft wird dort verletzt, wo nationalstaatliche Interessenverfolgung überkommene Unrechtsverhältnisse festschreibt oder zu neuen Formen von Ungerechtigkeit führt. Die Idee einer internationalen Rechtsordnung ist seit langem in der katholischen Soziallehre verankert und Teil ihres Friedensdenkens.

6. Interreligiöser Dialog

Die Bibel belegt, daß zwischen Gewalt und Religion eine ebenso uralte wie tiefgründige Wechselbeziehung besteht. Da muß man sich nur an die Religions- und Konfessionskriege erinnern oder auf den schier unlösbaren Konflikt im Nahen Osten schauen. Daher zählen der interreligiöse Dialog und die interreligiöse Begegnung zu den vorrangigen Pflichten aller Religionen. Sie sind Voraussetzungen einer Gesellschaft verschiedener Kulturen. Mag sein, daß der Einfluß der christlichen Kirchen in Europa weiter schwindet. Es wäre irrig, daraus zu schließen, die Religion als solche oder die Religionen seien künftig politisch irrelevant. Vieles spricht eher für das Gegenteil. Das Bischofswort hält sich gegenüber der populären These vom unvermeidlichen Zusammenprall der Kulturen oder Zivilisationen (Huntington) erkennbar zurück. Es läßt aber keinen Zweifel an dem hohen Rang, der dem Umgang mit religiösen Überzeugungskonflikten zuerkannt werden muß.

„Bis heute hält sich bei vielen Menschen die feste Überzeugung oder zumindest der Verdacht, vor allem die monotheistischen Religionen seien ihrem Wesen nach intolerant und friedensunfähig. Dieses muß als Anfrage theologisch ernst genommen und praktisch beantwortet werden.

Über die notwendige ehrliche Selbstkritik der Religionsgemeinschaften hinaus hängen deswegen

ihre Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft entscheidend davon, ob und wie weit sie in ihrem tätigen Einsatz für den Frieden, für die Rechte und legitimen Interessen anderer Menschen und Gruppen eintreten“ (192).

Im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils (Nostra aetate) hat der Papst am 6. Mai dieses Jahres beim Besuch der Omaidjenmoschee in Damaskus vom "respektvollen Dialog" gesprochen. Er versteht Muslime und Christen „nicht als Gegner, wie es in der Vergangenheit allzu oft geschehen ist, sondern als Partner für das Wohl der Menschheitsfamilie, besonders in der Erfüllung unserer Pflicht, sich um die Armen und Schwachen zu kümmern.“

Begegnen sich Christen und Muslime in Deutschland in diesem Geist? In weiten Kreisen der Bevölkerung und nicht zuletzt auch der Christen weckt die wachsende Präsenz der Muslime eher Sorgen als Begeisterung. Bekommen wir Christen es angesichts des Islam mit der Angst zu tun? Je eindeutiger wir im eigenen Glauben zu Hause sind, desto offener können wir die gegenwärtige Herausforderung als Chance begreifen, im Glauben und "als Partner für das Wohl der Menschheitsfamilie" zu wachsen. Eine sprachlose Koexistenz führt nicht weiter. Wir müssen uns ehrlich und in gegenseitigem Respekt sagen, wie wir zueinander stehen. Auch kritische Fragen dürfen nicht ausgeklammert werden. Der Dialog von Christen und Muslimen wird sich in der Spannung von Respekt und Auseinandersetzung vollziehen müssen, ohne Berührungsangst und ohne Unterscheidungsangst. Christliche Maßstäbe zurückzustellen, um Konflikten aus dem Wege zu gehen, ist ebenso unverantwortlich, wie die Bundesgenossenschaft im Dienst am Menschen zu unterlassen.

Pflugscharen zu Schwertern? Die Religionen sind den Pflugscharen verpflichtet. Es ist schrecklich, wenn sie zu heiligen Kriegen oder Kreuzzügen rüsten oder mißbraucht werden, von wem auch immer. Ihre Aufgabe ist es, der Friedensvision der Propheten in unserer Welt den Weg zu bereiten: „Er spricht Recht im Streit vieler Völker, er weist mächtige Nationen zurecht bis in die Ferne. Dann schmieden sie Pflugscharen aus ihren Schwertern und Winzermesser aus ihren Lanzen. Man zieht nicht mehr das Schwert, Volk gegen Volk, und übt nicht mehr für den Krieg“ (Mi 4,3f.; vgl. Jes 2,2-4). Gebe Gott!

*Der folgende eindringliche Friedensappell aus der Botschaft **Johannes Pauls II.** zur Fastenzeit 2001 ist zwar vor den Anschlägen des 11. September und vor dem Krieg gegen Afghanistan geschrieben worden, faßt jedoch das Anliegen des Papstes auch nach dem 11. September gut in Worte. Denn der Text hat – auch angesichts der Situation in Israel – (leider) nichts an Aktualität eingebüßt:*

Botschaft für die Fastenzeit 2001

(...)

3. Die vielen und tragischen Konflikte, die auf der Menschheit lasten und manchmal auch aus falsch verstandenen religiösen Motiven entspringen, haben tiefe Furchen des Hasses und der Gewalt zwischen den Völkern hinterlassen. Manchmal trennen sie auch Gruppen und Seilschaften einer und derselben Nation. Mit dem schmerzhaften Gefühl der Ohnmacht steht man nicht selten vor dem Wiederaufleben längst überwunden geglaubter Kämpfe, und man hat den Eindruck, daß sich gelegentlich Völker in einer permanenten Spirale der Gewalt drehen, die Opfer über Opfer kostet ohne eine konkrete Aussicht auf ein Ende.

Und die sehnsuchtsvollen Rufe nach Frieden, die überall laut werden, bleiben unerfüllt: Der notwendige Entwurf für das ersehnte Einvernehmen scheiterte.

Angesichts dieser beunruhigenden Lage können die Christen nicht gleichgültig bleiben. So habe ich denn im vor kurzem zu Ende gegangenen Jubiläum die Vergebungsbitte der Kirche für ihre Söhne und Töchter an Gott gerichtet. Wir sind uns wohl bewußt, daß die Verfehlungen der Christen deren makellooses Antlitz leider verdunkelt haben. (...)

4. Der einzige Weg zum Frieden ist die Vergebung. Vergebung zu gewähren und zu erlangen, ermöglicht eine neue Qualität der Beziehungen zwischen den Menschen. Sie durchbricht die Spirale von Haß und Rache sowie die Ketten des Bösen, welche die Herzen der Betroffenen fesseln. Für die Nationen auf der Suche nach Versöhnung und für alle, die ein friedliches Zusammenleben zwischen den Individuen und den Völkern ersehnen, gibt es nur den Weg der gewährten und erlangten Verzeihung. Welch' reiche, heilbringende Lehre enthalten die Worte des Herrn: „Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet; denn er läßt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten, und er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte“ (Mt 5, 44-45)! Die Liebe zu dem, der uns beleidigt hat, entwaffnet den Gegner und vermag auch ein Kampffeld in einen Ort solidarischer Zusammenarbeit umzuwandeln.

Der Ständige Arbeitskreis des FK unterstützt die Aussagen der Rede von Franz Kamphaus und der Botschaft des Papstes in vollem Umfang. Wir empfehlen deren Lektüre und bitten um Verbreitung.

(Der Ständige Arbeitskreis)

Wie ich und meine Tochter elf Jahre alt wurden

oder: Die Invasion von Bethlehem und Beit-Jala

von Faten Mukarker

Liebe Freunde in der Ferne!

Am 6. Juni 1967 wurde ich elf Jahre alt. Ich hatte schon alle meine Freundinnen eingeladen und viele Spiele mir ausgedacht, es sollte ein schönes Geburtstagsfest werden.

Früh stand ich an diesem Tag auf, ich wurde von dem Weinen meiner Mutter wach, erschrocken fragte ich, was geschehen war. Doch anstatt mir zu antworten, weinte und jammerte sie noch viel lauter, und schlug sich dabei auf arabische Weise abwechselnd auf Gesicht und Brust. Es muß jemand gestorben sein, kam mir in den Sinn, denn ich wußte wie meine Mutter trauert. Doch da sagte sie, wir haben unsere Heimat verloren. Wer weiß, ob ich je meine Eltern und Geschwister wiedersehen werde. In Palästina ist Krieg. An dem Tag wurde ich elf.

Die Stunden vergingen es war schon bald Mittag, leise fragte ich meine Mutter: Willst du nicht anfangen Kuchen zu backen, bald werden meine Freundinnen kommen? Du bist ein großes Mädchen, sagte sie, du wirst verstehen, daß wir nicht deinen Geburtstag feiern können, wenn in unserer Heimat Krieg ist. Doch ich war weder groß, noch habe ich es verstanden. Was sollte ich meinen Freundinnen sagen? Ich ging von Haus zu Haus um sie auszuladen, meine Mutter sei plötzlich sehr krank geworden, sagte ich, ohne ihnen dabei in die Augen zu schauen. Trauernd saßen wir bis in die Nacht hinein beisammen, meine Familie um unsere Heimat und ich um meinen Geburtstag. Seitdem holt mich meine Erinnerung jedes Jahr am 6. Juni zurück in meine Kindheit.

Ich verlasse Deutschland mit zwanzig, um in meiner unbekanntem Heimat zu heiraten, so wie es meine Eltern für mich bestimmt hatten. Die Jahre vergehen, die israelische Besatzungsmacht ist immer noch in meiner Heimat. Freitag, 19. Oktober 2001, vierunddreißig Jahre nach meinem elftem Geburtstag, meine jüngste Tochter wird elf. Seit Tagen fiebert sie diesem Ereignis entgegen. Ich war eingeladen von verschiedenen Gemeinden in Deutschland, aus meinem Alltag in Beit-Jala zu berichten. Bei jedem Telefongespräch mußte ich ihr versichern, an ihrem Geburtstag wieder daheim zu sein.

Die Geschichte wiederholt sich. Am Donnerstag werden in Bethlehem drei Menschen von Sharon liquidiert. Am Freitag rollen Panzer in Beit-Jala und Bethlehem ein. Monika fragt mich angstvoll: Werden meine Freundinnen zu meinem Geburtstag kommen? Mein Herz krampft sich zusammen, denn ich höre schon von weitem die Schüsse. Maschinengewehrsalven, Granaten und Raketen wechseln sich plötzlich ab. Mein Mann schreit: Schmeißt euch alle auf die Erde, denn schon oft war unsere Wohnung von Kugeln getroffen worden. Die Erde unter uns bebt, die Fenster überlegen sich ob sie zerspringen sollten. Monika krallte sich an mir fest und schrie: „Werden sie jetzt in unser Haus reinkommen und uns erschießen?“ Anstatt ihr zu antworten, halte ich sie ganz fest in meinen Armen, meine Tränen tropfen auf ihr Gesicht, ich weine um die geraubte Kindheit unserer Kinder. Ich frage mich, wird man erwachsen mit den Jahren oder mit dem was man erlebt?

Wir hören die Panzer näher kommen. Angst, Todesangst überkommt mich, ich kann nicht mehr klar denken, meine Knie werden weich. Die Einschläge sind ganz nah an unserem Haus, mein Mann macht ein Kreuzzeichen, ich habe nicht mehr die Kraft dazu. Unser Nachbarhaus ist getroffen. Ich höre die

Kinder schreien, sechs Kinder, das jüngste ist ein Jahr alt. Sie haben erst vor zwanzig Tagen ihren Vater verloren. Ein Unfall in der Nähe von Jericho. Der Krankenwagen wurde am Checkpoint von den israelischen Soldaten nicht durchgelassen. Er verblutete. Wir kriechen aus unserer Wohnung, in das Treppenhaus, weil dort weniger Fenster sind. Da habe ich noch nicht geahnt, daß unser Leben sich seitdem auf der Treppe abspielen wird. Die Nachricht von einem jungen Mann aus Beit-Jala erreicht uns, man hatte ihn in seiner Wohnung erschossen. Nach dem deutschen Arzt, Harry Fischer, dem zweiten, der in Beit-Jala getötet wird. Neunzehn Jahre war er alt, in einer Sekunde durch eine Kugel war sein Leben erloschen. Die nächste Hiobsnachricht, die uns erreicht: Die Cousine meiner Schwägerin hatte sich aus dem Haus gewagt um Milch für ihre zwei kleinen Kinder zu kaufen. Sie wird nie wieder zurückkehren. Vierundzwanzig Jahre alt, auf dem Nachhauseweg wurde sie erschossen. Von zwei anderen Frauen in Bethlehem ist die Rede, eine hat acht Kinder, eine sechs Kinder. Zivilisten werden einfach auf den Straßen getötet.

Wo ist die Weltgemeinschaft frage ich mich? Dreiundzwanzig Menschen hat man in Bethlehem und Beit-Jala in dieser Woche erschossen, über fünfzig in ganz Palästina. Wie viele Menschenleben braucht Scharon noch, um den Tod seines extremen Ministers aufzuwiegen?

Plötzlich hören wir Panzer in unsere Straße rollen, Soldaten steigen aus und schlagen mit den Kolben ihrer Maschinengewehre an unsere Haustür. Wir halten den Atem an. Vor lauter Angst weinen sogar die Kinder nicht mehr. „Du mußt aufmachen,“ sagt mir mein Mann. „Ich?“ fragte ich, als wenn ich nicht gehört hätte. Wir Männer werden uns verstecken, und ihr Frauen macht auf. Mir kommt in den Sinn, daß das eigentlich gegen unsere arabische Tradition ist, weil sonst, wenn fremde Männer uns besuchen, mein Mann aufmacht. Die Schritte zu unserer Haustür kommen mir vor wie jemand, der zu seinem Todesurteil geht. Ich öffne die Tür, sechs Soldaten dringen in unser Haus ein. „Was sucht ihr?“ frage ich sie, doch ich bekomme keine Antwort.

Die Schlafzimmertür ist abgeschlossen. Sie warten nicht, bis ich aufschließe, sie treten die Tür ein. Sie finden bei uns nicht, was sie suchen. Ihre Wut darüber lassen sie an unserem Auto aus, sie zerschießen die Fensterscheiben. Ich laufe in unsere Wohnung zurück, da pfeift es an meinem Kopf vorbei. Sie hatten in das Schlafzimmer meiner Tochter geschossen. Das Fensterglas und ihr Kleiderschrank haben ein Loch.

Ich frage mich, wer auf dieser Welt Terror definiert? In der Nacht kommen sie wieder, doch diesmal zu unseren Nachbarn. Nachdem sie ihnen die ganze Wohnung auf den Kopf stellen und in der Küche, Mehl, Linsen und Reis vermischen und damit ihre letzten Vorräte unbrauchbar machen, fangen sie an auf die zwei Familienväter vor den Augen ihrer Frauen und Kinder einzuschlagen. Sie verbinden ihnen die Augen und nehmen sie mit. Am Nachmittag wird ein Siebzehnjähriger vor der Geburtskirche in Bethlehem erschossen, die Kirche selber wird auch getroffen. Vielleicht wird das Menschen in der westlichen Welt aufrütteln, daß sie wenigstens Angst um die älteste Kirche der Christenheit haben.

Sonntag, der neue Propst soll in Jerusalem eingeführt werden, im Programm steht, daß auch in Beit-Jala in der evangelischen Kirche ein Gottesdienst sein wird. Hoher Besuch wird von Deutschland erwartet: Bischof Koppe, Bischöfin Maria Jepsen und Bischof Huber aus Berlin. Ob sie es wohl wagen werden, zu uns zu kommen? Da ich nicht in die Erlöserkirche nach Jerusalem gehen kann, will ich es hier versuchen. Mein Mann ist ganz entsetzt, er will mich nicht gehen lassen. Ich verspreche ihm, vorsichtig zu sein. Zwei Panzer kommen mir entgegen, ich verstecke mich hinter einem Auto. Der kleine Bus mit den Geistlichen kommt gleichzeitig mit mir an der Kirche an.

Propst Ronecker und seine Frau sind auch dabei, nach zehn Jahren werden sie uns verlassen. Der Abschied von ihnen ist nicht leicht. Der Gottesdienst mit der Predigt von Bischof Huber, wobei er davon spricht das Böse mit Guten zu vergelten, bekommt mit den Maschinengewehrsalven und Einschlägen im Hintergrund eine noch tiefere Bedeutung für mich. Der Besuch aus Deutschland, in einer so gefährlichen Zeit, hat ein Zeichen von Solidarität gesetzt.

Danach gehen sie zum Trauergottesdienst der erschossenen Frau in die orthodoxe Kirche. Mit Respekt wird es von den Anwesenden wahrgenommen. Wieder zu Hause wartet eine schlechte Nachricht auf mich. Die Schwiegermutter meiner Schwester ist durch einen Streifschuß verletzt, sie hat großes Glück gehabt, daß sie nicht tot ist. Ein israelischer Freund ruft mich an. Ich sage ihm, was alles passiert ist. „Warum sollten wir die Menschenrechte wahren, wenn Amerika sie nicht wahrht, wer soll denn jetzt noch Scharon aufhalten?“ meinte er. Niedergeschlagen legte ich den Hörer auf.

Die Nachrichten sagen daß zwei Krankenhäuser und die Universität getroffen sind. Am Eingang vom Beit-Jala Krankenhaus wird ein Mann tödlich getroffen. Jeden Tag werden Menschen begraben. Bis wann, frage ich mich? Zwei Hotels werden in Bethlehem von israelischen Soldaten besetzt. Von dort aus haben sie einen überblick auf die zwei Flüchtlingslager in Bethlehem. Das Zerstören beginnt. Mit Granaten, Raketen und Panzern werden viele Häuser dort zerstört. Die israelischen Nachrichten sprechen von einem Luxuskrieg, weil ihre Soldaten in Fünf-Sterne-Hotels schlafen. Die Palästinenser haben für diese Art von Humor nicht viel übrig. Noch am gleichen Tag steht das Paradise Hotel in Flammen. Wir haben kein Wasser mehr im Haus; das hatte uns gerade noch gefehlt! Wer weiß, wann sie uns welches zuteilen werden? Das Wasser kommt alle zwei bis drei Wochen einmal. Es wird auf dem Dach in Blechkanistern gesammelt. Die Israelis zapfen uns das Wasser unter unseren Füßen weg, denn wir dürfen keine eigenen Grundwasserbrunnen bohren. Zurück bekommt ein Palästinenser ein Sechstel von dem, was ein israelischer Siedler bekommt. Kein Trinkwasser, kein Spülwasser, kein Badewasser, kein Waschwasser, kein Toilettenwasser ...

Die Situation im Haus bei drei großen Familien wird unerträglich. „Ich schäme mich zu dieser Gesellschaft zu gehören,“ sagt mir meine jüdische Freundin am Telefon. „Bitte, laß deinen Sohn nie zum Militär gehen“, flehe ich sie an, er hatte schon so oft mit Monika gespielt.

Endlich am Freitag, nach einer Horror-Woche, in der wir kaum geschlafen haben, heißt es, sie werden abziehen, doch erst nachdem Schabbat vorüber ist. Am Schabbat sollst du ruhen, sagt die Tora, doch nicht das Militär. Wir verbringen diesen Tag genau so im Treppenhaus wie die andern Tage und Nächte. Der Schabbat geht zu Ende, sie sind nicht abgezogen. Ich kämpfe mit den Tränen. Ein Lied: „Von guten Mächten treu und still umgeben“, von einem evangelischen Pfarrer geschrieben, über einen katholischen Pater zu mir gefaxt, gibt mir als orthodoxer Christin, Trost und Hoffnung.

Doch dann, Sonntagnacht, hören wir die Panzer abziehen, auch das Haus hinter uns, das sie eingenommen und von dem sie auf Bethlehem geschossen haben, räumen sie. Montag morgen, nach zehn Tagen Invasion durch die israelischen Panzer, sind wir frei. Der Preis war hoch, dreiundzwanzig Menschenleben, zweihundert Verletzte, über zwanzig Millionen Dollar Sachschaden. Ich weiß, daß die Panzer nur die Straße hoch in die C-Zone gefahren sind, doch trotzdem freue ich mich, wieder auf die Straße gehen zu können. Salam!

Faten Mukarker

Der "Limburger Sonderweg" vor der letzten Etappe

Für Rom eine Frage des Gehorsams: Nach dem einjährigen Moratorium in der Schwangerenberatung schlägt für Bischof Kamphaus jetzt die Stunde

von Gernot Facius

Bonn - Als Prediger schätzt Franz Kamphaus (69) das offene, klare Wort. Als Bischof der Diözese Limburg ist er, zumindest soweit es die Zukunft der katholischen Schwangerenkonfliktberatung betrifft, der große Schweiger. „Er ist auf Tauchstation“, heißt es lapidar aus seinem Ordinariat. Der Grund für die Zurückhaltung: Der Dezember kann für den Bischof und sein Bistum zum Schicksalsmonat werden, falls Rom das Ende des Limburger Sonderweges verkündet und Kamphaus das vollziehen muß, was seinen 26 Amtsbrüdern schon vor einem Jahr abverlangt worden war; den Ausstieg aus der gesetzlichen Schwangerenkonfliktberatung mit dem "Schein".

Der standhafte Westfale hatte als einziger deutscher Bischof in Gesprächen mit den Kurienkardinälen Joseph Ratzinger (Glaubenskongregation) und Giovanni Battista Re (Bischöfsskongregation) Anfang 2001 ein einjähriges Moratorium erstritten. Nach Ablauf der Frist soll geprüft werden, wie es weitergeht mit der Beratung im Bistum Limburg. Optimisten hegten die Hoffnung, das Experiment könne über das Jahresende hinaus fortgesetzt werden. Denn in seiner Erklärung vom 22. Januar 2001 hatte der Bischof zu der von ihm initiierten "Aktion Konfliktberatung" betont, es gehe weiterhin ausdrücklich darum, mit der Beratung dort präsent zu bleiben, wo das Leben von Menschen am meisten gefährdet sei: bei den Frauen, die schwankten, ob sie ihr Kind austragen sollen oder nicht. Und weiter: „Die Erfahrungen, die vor allem ab dem 1. Januar 2001 in den deutschen Bistümern mit der Neugestaltung der Beratungspraxis gemacht werden, sind dabei ebenso zu berücksichtigen wie die Erfahrung mit den Qualifizierungsmaßnahmen in den Beratungsstellen des Bistums Limburg. Die zu erwartenden Erkenntnisse werden zum Ende dieses Jahres ausgewertet und in die dann zu treffenden Entscheidungen einbezogen.“

Das klang nach Ergebnisoffenheit. Doch Rom machte solche Hoffnungen schnell zunichte. Die Apostolische Nuntiatur, die Botschaft des Papstes in Deutschland, stellte postwendend klar, daß an eine Fristverlängerung nicht zu denken sei. In Limburg beharrt man hingegen auf der eigenen Auslegung des Kompromisses mit Ratzinger und Re: „Es war kein Endpunkt genannt.“ In aller Stille hat Bischof Kamphaus nun in Rom seinen Bericht auf den Tisch gelegt. Kaum anzunehmen, daß er von seiner an der Gewissensfreiheit orientierten Argumentation abgerückt ist. Immerhin hatte der Vorsitzende des deutschen Episkopats, Kardinal Karl Lehmann, bestätigt, daß die Beratungen in den sogenannten existentiellen Konfliktsituationen seit der Neuordnung der katholischen Schwangerenkonfliktberatung beträchtlich zurückgegangen seien.

Für die Causa Limburg ist nun auf römischer Seite Kardinal Re und die von ihm geleitete Bischöfsskongregation zuständig. Damit ist der "Fall Kamphaus" zu einer Frage der Disziplin und des Gehorsams gegenüber Rom geworden. Wieder wird - wie schon Ende 2000 - der streitbare Theologe zum Gegenstand von Spekulationen. Läßt er es auf den großen Knall ankommen, oder tritt er, vielleicht mit Vollendung des 70. Lebensjahres am 2. Februar 2002 (Maria Lichtmeß) mehr oder weniger freiwillig zurück? Bleibt er seiner Linie treu, ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß der Vatikan einen sogenannten Koadjutor nach Limburg schickt, der dann automatisch die Nachfolge von Kamphaus anträte.

Eine solche vom Vatikan gesteuerte Entwicklung hätte freilich nachhaltige Folgen für den Limburger Kurs, würde vermutlich eine Kehrtwende bedeuten. Dieses kleine Bistum verfügt über fest gefügte synodale Strukturen. Hier ist das Prinzip der Laienverantwortung stärker ausgeprägt als in anderen Diözesen. Laien fungieren sogar als Gemeindeführer. Diese Neuerungen, aus der Not des Priester-mangels geboren, sind aufs engste mit dem Namen Kamphaus verknüpft. Der Limburger Stil ließe sich am ehesten bewahren, wenn der Bischof seinen Stuhl für einen vom Domkapitel gewählten Nachfolger frei machen würde – so ein aktuelles Szenario. Ein hartes römisches Eingreifen hätte atmosphärische Folgen, für den gesamten deutschen Katholizismus.

Der Mann, über den so viel spekuliert wird, läßt sich indes nicht in die Karten schauen. Er hat sich Ende September für weitere fünf Jahre an die Spitze der wichtigen Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz wählen lassen. Das wurde vielfach als Indiz für die Bereitschaft von Kamphaus gedeutet, auf jeden Fall weitermachen zu wollen. Es gibt aber auch eine andere durchaus plausible Deutung: Eine Nichtkandidatur hätte Spekulationen über eine Resignation des frommen "Rebellen" weiter angeheizt. Franz Kamphaus will sich Optionen offenhalten. "Alles ist denkbar," heißt es sowohl in Limburg als auch im Kreis der Mitbischöfe des bald 70-jährigen.

(Die Welt, 24.11.2001)

„Was man von den Christen in Peru lernen kann“

Ein Kommentar

von Ferdinand Kerstiens

In Nr. 109 der FK-Informationen wurde ein Artikel veröffentlicht, der zuvor in der Zeitschrift Imprimatur (Nr. 5/6 2001) abgedruckt war, in dem Willi Knecht, ein Pastoralreferent, der lange in Peru gearbeitet hat, sich kritisch mit dem neuen Bischof von Cajamarca, Simóns, auseinandersetzte. Er berichtete von den Schwierigkeiten, die der neue Bischof den lange von Partnergemeinden in Deutschland geförderten Projekten und der Partnerschaft zwischen den Gemeinden selber machte. Auch Misereor und Adveniat seien darin verwickelt.

Ich habe diesen Artikel an Misereor und Adveniat geschickt und um Klärung gebeten. Von Misereor kam eine Gegendarstellung, mit der sich wiederum Willi Knecht kritisch auseinandersetzte (beides abgedruckt in Imprimatur Nr. 7). Von Adveniat kamen zwei Mitarbeiter, die Länderreferenten von Peru und Haiti zu einem längeren offenen und guten Gespräch zu mir. Auch sie brachten eine Gegendarstellung mit. Ich finde es erfreulich, daß beide Institutionen auf kritische Anfragen so aufmerksam reagieren.

Manche Einzelheiten dieser Kontroverse brauchen uns hier nicht zu interessieren. Sie wären auch nur durch ein Gespräch mit den Betroffenen in Peru zu klären. Aber die Grundfragen bleiben:

1. Wie gehen Misereor und Adveniat damit um, wenn durch gezielte Bischofsernennungen die Arbeit der Vorgänger und damit die befreiungstheologische Orientierung der auch von Misereor und Adveniat geförderten Projekte korrigiert werden soll? Sie sind als "bischöfliche" Werke auf die Zusammenarbeit mit den jeweiligen Bischöfen angewiesen und deswegen auch der Ernennungspraxis Roms ausgeliefert. Sicher versuchen beide Institutionen, auch auf Umwegen die zuvor geförderten Projekte weiter zu fördern. Wir kennen aber als Freckenhorster Kreis die engen Grenzen solcher Praxis

insbesondere aus der Diözese Recife, wo wir heute noch Projekte unterstützen, die vom Nachfolger von Dom Helder Camara aus der Diözese herausgeworfen wurden und deswegen auch nicht mehr von den "bischöflichen" Werken hier unterstützt werden konnten.

Norbert Herkenrath, der damalige Leiter von Misereor, hat damals den Freckenhorster Kreis angesichts der Machenschaften des Nachfolgers von Dom Helder gebeten, die Projekte zu unterstützen, die Misereor leider nicht mehr unterstützen durfte. Wir kennen dies auch von den Kontroversen um die CPT (die Landpastoral) in Brasilien, die nach Intervention von Bischof Dyba nicht mehr direkt von Misereor unterstützt werden durfte. Mir wurde versichert, daß Adveniat (und vermutlich auch Misereor) darauf achtet, daß die pastorale Nutzung der geförderten Objekte erhalten bleibt. Doch was bedeutet das, wenn die pastorale Orientierung völlig geändert wird? In der Gegendarstellung von Adveniat heißt es:

„Wenn das Priesterseminar aufgrund pastoraler Notwendigkeiten geschlossen werden muß, weil zum Beispiel kein ausgebildetes Lehrpersonal vorhanden ist, so kann man nicht von einer Zweckentfremdung von Adveniat-Spendengeldern sprechen, zumal die Schließung vorübergehend ist und der pastorale Zweck erhalten bleibt.“ Was sind "pastorale Notwendigkeiten"? Die kirchenpolitische Richtung des neuen Bischofs? Warum gibt es jetzt kein "ausgebildetes Lehrpersonal" mehr? Weil die pastorale Ausrichtung des "alten" Lehrpersonals dem neuen Bischof nicht schmeckte? Weil er jetzt römisch geschulte Lehrer sucht?

Misereor schreibt in der Gegendarstellung zu einem Wasserprojekt:

„Weil DAS (die Trägerin des von Misereor geförderten Wasserprojektes F.K.) eine vom Bischof unabhängige Nichtregierungsorganisation ist, war diese Entscheidung (die Abwahl der alten Leitung, die eng mit dem vorhergehenden Bischof zusammenarbeitete F.K.) auch unabhängig von dem derzeitigen Bischof von Cajamarca.“ Ist das nicht etwas naiv? Hat nicht der Bischof von Cajamarca Einfluß auf die Wahl auch in formal von ihm unabhängigen Organisationen? Wer den Einfluß und die Macht lateinamerikanischer Bischöfe auf das gesellschaftliche Leben und ihre Zusammenarbeit mit den jeweils Mächtigen an ihren Orten kennt, wird daran wohl kaum zweifeln. Misereor selbst kennt vermutlich viele solcher Beispiele.

Die Vorgänge in Cajamarca zeigen m. E. exemplarisch das Dilemma der "bischöflichen" Werke Adveniat und Misereor. Das ist kein Vorwurf gegen die in beiden Organisationen tätigen Personen. Sie müssen sich an ihre bischöflichen Richtlinien halten und sind auf die Zusammenarbeit mit den Bischöfen angewiesen, wer immer das auch sei. Sie tun dies vermutlich oft zähneknirschender, als sie es öffentlich zugeben dürfen. Umso wichtiger ist es, daß unabhängige Gruppen (wie z. B. auch der Freckenhorster Kreis) diese Vorgänge aufmerksam und kritisch begleiten, damit die "bischöflichen" Werke wirklich den Menschen dort dienen und nicht einer von außen verordneten Kirchenpolitik. Deswegen halte ich auch den Artikel von Willi Knecht (trotz bleibender Unklarheiten) für wichtig.

2. Wichtig ist es deswegen auch, daß Partnerschaften von Gemeinden zu Gemeinden als zweite Säule des Kontaktes entwickelt und gefördert werden. Hier geht es um die Kontakte zwischen Menschen an der Basis. Wir (der Brasilienkreis in St. Heinrich in Marl) haben gute Erfahrungen damit gemacht, auch mit Besuchen der Armen selbst hier in Deutschland. Wir halten diesen partnerschaftlichen Austausch für wichtig und erfüllend. Er bereichert beide Seiten, auch wenn er ohne erkennbares Interesse oder die Zustimmung der zuständigen Pfarrer geschieht.

Umso schlimmer ist es, wenn der jetzige Bischof von Cajamarca von den deutschen Partnergemeinden verlangt, daß diese Partnerschaften nur über ihn und finanzielle Unterstützungen nur durch die von ihm ernannten Leute laufen dürften. „Versuche, auch ohne den Bischof direkte Kontakte zu den Partnergemeinden zu unterhalten, seien als Anschlag auf die Einheit der Kirche zu werten.“ (Willi Knecht) Wenn das stimmt (es ist bisher kein Widerspruch dagegen erfolgt), dann ist deutlicher Widerstand gefordert. Stellen wir uns das vor: Der jetzige Bischof von Recife forderte vom Freckenhorster Kreis, unsere Partnerschaft mit den Projekten dort und mit den Menschen, die sie tragen, sei von seiner Zustimmung abhängig und die finanzielle Unterstützung dürfe nur über seine Diözesankasse laufen. Was für ein schreckliches, auf den Bischof reduziertes Kirchenbild steht dahinter!

Wir können uns nicht vom jeweiligen Bischof in Lateinamerika unsere Partnerschaften diktieren lassen. Deswegen müssen wir uns solidarisch erklären mit dem Bemühen der Partnergemeinden in Freiburg und Ulm, ihre unmittelbaren Kontakte mit den Menschen in der Diözese Cajamarca und ihren Basisgemeinden und Projekten aufrechtzuerhalten. Dieses theologisch legitime Recht darf nicht in Frage gestellt werden, von wem auch immer.

Ich sehe in den Vorgängen von Cajamarca und in den verschiedenen Berichten und Gegendarstellungen eine deutliche Bestätigung unsere Partnerschaftsarbeit im Freckenhorster Kreis.

Ferdinand Kerstiens

Nachrichten aus der Ukraine

Dank großzügiger Spenden im vergangenen Jahr war es dem Ukraine-Team des Freckenhorster Kreises möglich, noch einmal 20 bedürftige Kinder aus Izjum zwischen 7 und 14 Jahren in das Kindererholungsheim der Caritas in den Waldkarpaten zu schicken. Die Aktion lief in diesem Jahr bereits im Februar, weil in dieser Zeit wegen des Energiemangels kein Schulunterricht stattfand. Die Kinder wurden von Tanja, einer uns gut bekannten Lehrerin, ausgewählt und nach einer ärztlichen Untersuchung in diese Erholungsmaßnahme geschickt.

Von den Eltern der Kinder erreichte uns ein Brief, in dem sie sich für die großzügige Hilfe bedanken, da sie selbst wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage in der Ukraine oft nicht die Möglichkeit haben, ihre Kinder ausreichend und gesund zu ernähren. Sie wünschen unserem „Land und allen Spendern Gesundheit, Erfolg und Wohlergehen.“

Eine detaillierte Abrechnung des Hauses in Griwna (ukrainische Währung) und DM liegt uns vor. So kostet der Aufenthalt einer Gruppe von 20 Kindern für 3 Wochen für Unterkunft, Verpflegung (5 Mahlzeiten am Tag), ärztliche Betreuung und Reisekostenzuschuß: 7.754,- DM, d.h. für jedes Kind sind knapp 400,- DM aufzubringen. Dank großzügiger Spenden konnte dieser Betrag im Jahr 2001 gesichert werden. Dafür bedanken wir uns ganz herzlich.

Damit wir diese Aktion und weitere finanzielle Hilfen auch für alleinstehende ältere Frauen und bedürftige Familien fortsetzen können, bitten wir weiterhin um Spenden auf das Konto des Freckenhorster Kreises:

Darlehnskasse Münster • Konto-Nr. Ukraine 32 99 703 • BLZ 400 602 65

Für das Ukraine-Team: Johannes Becker

Die Situation der Gemeinschaft der Kleinen Propheten in Recife

von Erika Becker

Erfüllt von Trauer und Sorgen schrieb Demetrius im September dieses Jahres über die Ermordung des 16jährigen Christiano, der seit 6 Monaten in der Gemeinschaft der Kleinen Propheten lebte. Umgebracht wurde er auf dem weitläufigen (8 ha) Gelände der Granja (Bauernhof) von einem 19jährigen, der das Projekt mit 18 Jahren verlassen hatte, aber immer an den Fußballspielen mit Ex-Schülern, die zweimal im Monat am Samstag auf der Granja stattfinden, teilnahm.

Über den Mörder schreibt Demetrius: „Ein von Geburt verstoßenes Kind, das Hunger und Bosheiten kennt, trägt Spuren davon, welche im Unterbewußtsein schlummern. Wir sind geschockt, wenn wir hören, daß wieder Todesschwadronen Kinder umgebracht haben mit der Vollendung der Grausamkeit und des Terrors. Und ebenso sind wir geschockt, wenn ein Jugendlicher, dem alle Möglichkeiten geboten wurden, von der Straße wegzukommen, plötzlich selbst durchdreht, einen psychopathischen Anfall bekommt und einen anderen Jugendlichen mit den gleichen Symptomen der Grausamkeit umbringt, welche für die Todesschwadronen bezeichnend sind.“ Christiano, das Opfer, war drogenabhängig und lebte in dem Projekt, weil er von der Polizei mit dem Tode bedroht wurde.

Durch diese Vorgänge wurden für die Zivil- und Militärpolizei Vorwände geschaffen, die Arbeit der CPP (Gemeinschaft der Kleinen Propheten) zu behindern. Demetrius schreibt in dem Brief weiter: „Das Projekt steht in sich zerbrochen da, denn wir alle, die für das Projekt geradestehen, sind nun verwirrt und fragen uns: Was sollen wir weiterhin tun? Wir haben uns entschlossen, unsere Mission weiter fortzusetzen, denn wir haben ein Bewußtsein für die Wichtigkeit des Lebens, und wir werden weitermachen im Kampf für das Leben, auch wenn wir wissen, daß wir solch unglaublichen Situationen ausgesetzt sind ... Es tut uns weh, das Verbrechen an Christiano hinnehmen zu müssen, aber es schmerzt uns auch, tatenlos zusehen zu müssen, wie kriminelle Handlungen professioneller Verbrecher gegen Jugendliche gefördert werden.“

Inzwischen ist auf der Granja eine große Renovierungsaktion durchgeführt worden, auch um den Schock des Verbrechens bei den Jugendlichen zu überwinden. Es wurden die Häuser neu angestrichen und die Dächer repariert, da durch die Stürme und Regenfälle im August 80% der Dächer – auch die der Treibhäuser – zerstört worden sind. Im Büro, das zwischen dem Jungen- und dem Mädchenhaus in der Altstadt liegt, geht die Arbeit weiter. Hier wird das Projekt organisiert, hier wird abgerechnet, beraten und nach Lösungen gesucht.

Im Jungenhaus in der Stadt können die Kinder und Jugendlichen sich duschen, schreiben, lesen und rechnen lernen. Vor allem begeistert sie der Trommel- und Capoeira-Unterricht (brasilianischer Kampftanz). Auf einem nahegelegenen Platz gibt es für sie auch die Möglichkeit, Fußball zu spielen.

Im November schrieb Demetrius: „Die Situation der Kinder und Jugendlichen hier ist sehr kritisch, wir haben viele Probleme mit Gewalt und Morden, aber es gibt auch eine gute Seite: die Hilfe, die wir direkt für die Kinder entwickeln, und die Bemühungen, die ... viele Personen in Deutschland auf sich nehmen, um die Kontinuität unserer Arbeit zu gewährleisten. Dafür vielen herzlichen Dank, für alles.“

Den Alltag im Mädchenhaus beschreibt Katharina Müller sehr anschaulich in dem folgenden Brief. Sie ist Nienbergerin und macht seit Ende August 2001 ein Praktikum in dem Projekt von Demetrius.

Da sie vorwiegend im Mädchenhaus arbeitet, habe ich sie gebeten, etwas über ihre Erfahrungen vor Ort aufzuschreiben. Das Projekt der Kleinen Propheten in Recife kannte sie durch Erzählungen, Berichte und die Begegnung mit Demetrius. Deshalb entschloß sie sich schon früh, nach dem Abitur für ein halbes Jahr nach Recife zu gehen.

Erika Becker

Eindrücke aus dem Mädchenhaus

von Katharina Müller

Im Mädchenhaus geht es wild zu, und das nicht immer freundlich. Bei 6 Mädchen kann man bisweilen das Gefühl haben, ein Düsenflugzeug würde direkt neben einem abheben. Doch fange ich am Morgen an:

Die Mädchen kommen ab 8 bis halb 9 ins Haus (aber die meisten sitzen schon früher gegenüber dem Haus und warten, daß es aufmacht), und nachdem sie die Drogenkontrolle passiert haben – Yolanda guckt jede Plastiktüte nach, daß auch niemand seine Plastikflasche Klebstoff mit ins Haus bringt, die Mädchen verstecken sie auf den Plätzen und in der Straße – beginnt die Schlacht um die Duschen. Eine jede putzt sich mit ihrer Zahnbürste (alle mit Namen markiert) die Zähne, und dann sieht man schon die ersten vor dem Wasserhahn draußen sitzen und ihre Anzihsachen schrubben und waschen. Wer fertig ist oder nichts zu waschen hat, vergnügt sich bei einer Partie Domino oder Rommé, und die Geschichten der Nacht werden erzählt - wer mit wem gestritten hat, wer wo schwanger ist, welches Mädchen sich gerade wo aufhält. Wenn alle mit ihrer Hygiene fertig sind, beginnt der Kampf, alle um den Tisch zu versammeln - Stefani ist noch am Haare kämmen, während Ana Cristina ihren Hunger in die Welt herausschreit, Suzanna stibitzt sich aus der Küche Essen, während Camilla schimpft, jemand hätte ihren Rock gestohlen. Außerdem muß noch geklärt werden, wer welche Aufgabe übernimmt: fegen, spülen, Bad putzen, Tisch abputzen, draußen fegen - da hat jede ihre persönlichen Vorlieben, die sich des öfteren nicht kombinieren lassen.

Wenn alle sitzen, wird gebetet, dann folgt Cuscuz oder Papa (Milchbrei), der alle zur Genüge sättigt. Manchmal bringen die Mädchen auch Sachen mit ins Haus, Früchte, Brot, Guarana (Der Nummer-Eins-Soft-Drink). Nach dem Frühstück werden die ersten Aktivitäten erledigt, weiter gespielt und gewaschen, bis gegen halb 10 die Tagesaktivität beginnt. Das kann sein: Tanzen mit Elisabeth, der Tanz- und Theaterstudentin, die im Mädchenhaus ihr Praktikum macht, Schmuck herstellen, nähen, malen, basteln, lesen, schreiben, rechnen.

Elisabeth bringt den Mädchen alle Arten von Tänzen (und in Brasilien gibt es viele!) näher, und da sie schon von selber unglaublich gerne und viel tanzen, haben wir beide als großen Projekt-Traum eine Afoxè-Tanzgruppe im Kopf, die mit selbstgenähten Kleidern und vielleicht von den trommelnden Jungen aus dem Jungenhaus begleitet, eine Aufführung machen kann. Die Handarbeiten und der Schmuck, den die Mädchen herstellen, werden verkauft, an Besucher oder eines Tages in einem Bazar. Von dem Geld wird weiteres Material sowie alle Arten von Cremes (für Körper und Haar) gekauft. Danach können die Mädchen sich ein wenig ausruhen, sie sind meist unglaublich müde, und im Haus ist das Schlafen sicherer als auf der Straße. An einigen Tagen wird auch der Fernseher rausgeholt, den die meisten abgöttisch lieben.

Wenn die Mittagszeit naht, werden die Anzihsachen von der Leine gesucht, ein weiteres Mal geduscht, sich umgezogen, schön gemacht. Vor dem Mittagessen steht die Punkteverteilung:

Hygiene, Benehmen, Aktivität. Normalpunktzahl ist 3, einen Punkt zu gewinnen oder aber zu verlieren geht relativ schnell. Am Ende der Woche wird zusammengezählt, wer die meisten Punkte hat (und folglich auch die meisten Tage ins Haus gekommen ist) gewinnt ein kleines Geschenkchen. Die Punkteverteilung bringt meist einige Aufregung mit sich, was... wo... wie... unfair ist.

– Das Mittagessen – Bohnen und Reis oder Reis und Bohnen (nein, es ist auch meistens Fleisch oder Huhn oder Fisch dabei, und Nudeln gibt es auch) – wird etwa einmal pro Woche durch eine Besonderheit aufgepeppt, bei deren Zubereitung die Mädchen mithelfen (Kuchen, Coxinha, an Festtagen Lasagne).

Nach dem Essen und dem finalen Aufräumen haben es einige der Mädchen eilig, wieder auf die Straße zu kommen, zurück zu Zigarette und Klebstoff. Einige bleiben gerne länger, lassen sich Zeit beim Aufräumen und packen mit Ruhe ihr restliches Essen ein. Dann gehen sie alle mit ihren Plastiktüten wieder aus dem Haus, vielleicht bis zum nächsten Morgen ...

Als ich sie zum ersten Mal gehen sah, ist mir SEHR schwer ums Herz geworden, denn innerhalb des Hauses können sie sein wie ganz normale Mädchen, spielen, scherzen und sich halb totlachen über irgendwelche komischen Scherze. Sheila, Lucrecia, Prazeres, Cecinha ... es gibt viele, die ihr Alltag nicht zu erschüttern scheint, die grundsätzlich fröhlich und gutgelaunt sind, so daß ich fast vergesse, daß sie ohne Familie, ohne Schutz und Sicherheit auf der Straße leben. Und wenn wir eines Tages beim Malen uns kaputtlachen über die komischen Erzählungen von Tati (Tatiane), über ihre Erlebnisse mit alleinstehenden Europäern und Amerikanern, dann ist das eine dermaßen irrealen Situation, die gar nicht berücksichtigt, daß sie heute (7. November) erst 13 Jahre alt wird. Anders ist das, wenn Suzanna ihren Bikini zerschneidet, weil sie ihn nicht benutzt und ihn keinem anderen gönnt. Aber wenn Priscilla beim Mittagessen Flugzeug spielt und damit den ganzen Tisch unterhält, das bringt doch wieder Freude in den Tag.

Was mich überrascht hat, ist, daß kaum eines der Mädchen wirklich regelmäßig, täglich ins Haus kommt. Die meisten kommen einige Tage, vielleicht eine Woche, bleiben dann wieder weg, oder sie kommen wochenlang und dann wieder wochenlang nicht, und so sind eigentlich nie genau gleichen Mädchen im Haus. Dadurch ist es unglaublich schwer, größere Projekte zu verwirklichen oder auch den Mädchen durchgängigen Unterricht in Schreiben und Rechnen zu geben, weil sie auch nur zu gut wissen, daß das an ihrer Situation nicht viel ändern wird.

Ganz anders ist es da auf der Granja (dem Bauernhof mitten in schönster Brasiliennatur, 10 Fuß- oder eher Bergsteiger-Minuten von einem der idyllischsten Urwaldflüsse zum Baden entfernt): Die Jungen (zur Zeit leben dort 16 Jungen von 11 bis 17 Jahren) können sich richtig ausleben, toben, spielen, sie klettern in die Palmen, spielen mit den Hunden und lieben ihren Capoeira-Unterricht. Die größeren haben bei der großen Renovierungsaktion im Oktober kräftigst mit angefaßt, alle gehen zur nahegelegenen Schule und fühlen sich in völliger Sicherheit weitab von Großstadt und Gefahren. Sie können ja auch zum Glück so dort leben und sind nicht den Gefahren und dem Alltag der Mädchen und Jungen in Recife ausgesetzt.

Jetzt in der Vorbereitung auf die Weihnachtszeit wollen wir im Mädchenhaus eine Aktion machen, um Geld für die Weihnachtsgeschenke der Mädchen (Anziehsachen, Ohrringe, ...) zusammenzubekommen, denn schon beim Tag der Kinder haben sie sich unbändig über ihre kleinen Geschenk-tütchen mit Bonbons und einem Top gefreut. Ich bin schon sehr gespannt auf unser Weihnachtsfest hier in der Sonne und sende viele herzliche Grüße von Demetrius.

Boa Sorte! Katharina

Comunidade dos Pequenos Prophetas

Wer Demetrius und der Gemeinschaft der Kleinen Propheten in dieser schwierigen Situation helfen möchte, kann dies tun mit einer Überweisung auf das Konto des Freckenhorster Kreises:

Darlehnskasse Münster • Konto-Nr. Demetrius 37 99 705 • BLZ 400 602 65

Als ob das Konzil nie stattgefunden hätte!

In der Monatsschrift "Kirche heute", Altötting, erschien von Mai bis September eine 15teilige Artikelserie: „Die Eucharistie – Mitte der christlichen Existenz“ von Erzbischof Dr. Georg Eder, Salzburg.

Zugeschickt wurde mir diese Serie von Franz Bentler, einem emeritierten 92jährigen Pfarrer aus Wittenberge, Mitglied des Freckenhorster Kreises und Verfasser einer streitbaren Schrift über den Zölibat, die in Nr. 95 der FK-Informationen vorgestellt wurde. Er fügte den ausführlichen Artikel bei, den er als Antwort auf das Eucharistieverständnis des Erzbischofs verfaßt und an die Monatsschrift "Kirche heute" geschickt hat. Aus der Serie und aus dem Kommentar von Pfarrer Bentler sollen hier Auszüge veröffentlicht werden, um zu zeigen, wie ungebrochen vorkonziliares Denken auch im Jahr 2001 seinen Platz in der Kirche behauptet. Wie halbherzig die Anstöße des Konzils von der offiziellen Kirche in Deutschland umgesetzt worden sind, zeigt sich beim Lesen der gesamten Serie auch daran, daß Erzbischof Eder zur Untermauerung seiner Sakramenttheologie immer wieder auf das Liedgut des „Gotteslob“ und auf die approbierten Gebete des Meßkanons zurückgreifen kann. Ob die Neuauflage des „Gotteslob“ da Abhilfe schaffen wird, bleibt zweifelhaft, wenn man erfährt, daß jeder verwendete Text zunächst von Rom abgeseget werden soll.

Angelika Wilmes

Die bleibende Gegenwart

Alois Eder

Wenn ich in eine Kirche komme, suchen meine Augen zuerst jenes kleine rote Licht, das es nur in den katholischen Kirchen gibt: die heilige Flamme, das ewige Licht. Ja, Herr, du bist da. Ich danke dir, Jesus, daß du da bist! Das ist ja dein großer ältester Name: „Ich bin da.“ So hat der Herr Mose auf die Frage nach seinem Namen geantwortet: Ich bin der „Ich bin da“. Und für mich füge ich hinzu: Du bist da - für uns. Für mich. Was sonst sollte dich bewegen, im Tabernakel zu bleiben, allein?

Als der Herr zum Vater ging, hat er den Seinen versprochen, bei ihnen zu bleiben. „Seht, ich bin bei euch bis zum Ende der Welt,“ mit diesem Wort des Herrn schließt Matthäus sein Evangelium. Damit ist wohl nicht in erster Linie die sakramentale Gegenwart in der Eucharistie gemeint, sondern die des Heiligen Geistes: "Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Beistand geben, der für immer bei euch bleiben wird" (Joh 14,16). Nur kurze Zeit waren die Jünger nach dem Heimgang des Herrn traurig, doch bald erfuhren sie, daß die Gegenwart Christi im Heiligen Geist intensiver, stärker geworden war als vorher, als er leiblich sichtbar unter ihnen weilte.

Wenn der Priester nach der Kommunionsspendung die Hostienschale in den Tabernakel zurückstellt und dann den Altar verläßt, verlassen meist auch die Gläubigen fast fluchtartig die Kirche. ER tut das nicht. ER bleibt. Warum? Einzig und allein unseretwegen; er weiß, daß wir ihn brauchen, nicht nur für eine Stunde am Sonntag. - Aber da beginnen schon wieder unsere Fragen: Wie bleibt er, was ist dann konkret das alterheiligste Sakrament des Altares im Tabernakel? Die übriggebliebenen Reste des heiligen Mahles, die konserviert werden?

Es ist der Leib des Auferstandenen, nicht mehr derjenige, mit dem Jesus unter den Jüngern weilte, sondern der verwandelte, verklärte – aber derselbe, der er schon vorher war.

Lieber Leser, liebe Leserin, du kannst jetzt weitergrübeln, wie das denn möglich ist - ich tu's nicht, weil ich glauben kann.

Vor einem Mißverständnis müssen auch wir Gläubige uns hüten: Der Herr sei im Tabernakel dann wieder nur Brot, Brot des Lebens zwar, aber eben Brot als geistige Nahrung, als Wegzehrung (das ist der früheste Grund, weshalb die Eucharistie nach der heiligen Messe aufbewahrt wurde). Der Herr im Sakrament ist vielmehr noch das Lamm, das geschlachtet ward und doch lebt! So wie es unübertrefflich die dritte Osterpräfatation ausspricht: "Er bringt sich dir allezeit für uns dar und steht vor dir als unser Anwalt. Denn einmal geopfert, stirbt er nicht wieder, sondern lebt auf ewig als das Lamm, das geschlachtet ist." So denke ich vor dem Tabernakel: Da steht wieder das Lamm, das geschlachtet ward und doch lebt. Es steht vor dem Thron Gottes und tritt allezeit für uns ein als unser Anwalt. Dank sei dir, Herr!

Die Eucharistie ist der bleibende Herr, das bleibende Opfer, „das Opfer ohne Ende, das Gott sich ausersuchen“ (GL 468). Wenn also der Priester den Altar verläßt, verläßt uns der Herr nicht. Er bleibt. „Herr, bleibe bei uns! Bleibe bei uns, wenn es Abend wird.“

Eucharistie und Anbetung

Alois Eder

Bevor der Priester nach der Eucharistie den Altar verläßt, küßt er ihn noch einmal. Wenn der Priester weggeht, verläßt uns aber der Herr nicht. Seine Gegenwart dauert weiter in den eucharistischen Gestalten von Brot (und Wein), solange sie noch als solche zu identifizieren sind. So glaubt die Kirche.

Dieses Sakrament des heiligen Fronleichnam ist vor allen anderen verehrungs-, ja anbetungswürdig. Wie so manches in den Sakramenten ist die Anbetung des allerheiligsten Sakramentes langsam gewachsen. Wurde der Leib des Herrn in der Frühzeit vor allem für die Kranken-kommunion aufbewahrt, so nahm die Verehrung immer mehr zu, bis sie - angeregt durch eine Vision der hl. Johanna von Lüttich - in der Einführung des Fronleichnamfestes (1264) ihren Höhepunkt erreichte.

(...)

Venite, adoremus. Kommt, laßt uns anbeten! In letzter Zeit wird an vielen Orten die Anbetung des heiligsten Sakramentes wiederentdeckt. Das ist für mich ein Grund von Freude und Hoffnung. Eine Quelle wurde wiederentdeckt, zu der jeder Zutritt hat (auch jene, denen der Kommunionempfang aufgrund ihrer persönlichen Situation nicht möglich ist). Die Eucharistie ist die wahre Tempelquelle des Ezechiel; davon gehen Ströme lebendigen Wassers aus, und wohin dieses Wasser kommt, bleibt alles am Leben und wird wieder gesund.

Die heilige Messe – man muß das einmal sagen – wurde in der nachkonziliaren Zeit des öfteren zu allen möglichen Themen mißbraucht. Die Anbetung des heiligsten Sakraments kann man schwerlich mißbrauchen. Man kann den Herrn nur ignorieren. ER hält das aus und bleibt da - für die anderen, die kommen. Die neue kirchliche Jugend hat die Anbetung auch wieder entdeckt. Denn für sie ist die Wahrheit, daß Jesus immer bei uns ist und bleibt, von besonderer Bedeutung. Viele haben ohnehin keinen wahren Freund außer IHM. Jesus loves you!

Die Feier der heiligen Messe wird – durch den Priestermangel – viel seltener werden. Die Gottesdienste aber müssen zunehmen! „An jedem Tag müßte in jeder Kirche einmal Gottesdienst gehalten werden,“ sagte der neue Bischof von Gurk-Klagenfurt, Alois Schwarz. Am einfachsten ist die Anbetung, und die höchste Form der sakramentalen Anbetung geschieht im Schweigen. Vor diesem unaussprechlichen Geheimnis kann man eigentlich nur knien und im Herzen singen.

Tantum ergo sacramentum. Wenn der Priester mit dem Allerheiligsten den Segen gibt, verstummt auch er, ausgenommen beim Fronleichnamssegen. Denn jetzt ist es der HERR selber, der segnet. „Und viel geschieht, wenn sich zwei Hände falten, wenn eine Seele anfleht Gottes Sohn und Er sich niederbeugt im Sakrament“ (R. Schneider).

Erzbischof Dr. Georg Eder, geb. am 6. März 1928 in Mattsee (Salzburger Land), 1956 Priesterweihe, seit 1960 Bischöflicher Sekretär in der Erzdiözese Salzburg, 1964 Promotion über das Wirken des Heiligen Geistes (Joh 14), 1965 Pfarrer von Lofer, 1970 von Altenmarkt, seit 1988 Erzbischof von Salzburg.

Und hier der Kommentar von Pfarrer Franz Bentler:

Ein Bischof und die Eucharistie

Um gleich damit zu beginnen: Es ist unglaublich und unfaßbar: Über das Geschehen in der Eucharistie, über "Kirche und Eucharistie", darüber, daß sich in der Feier der Eucharistie Kirche aufbaut als der Leib Christi nach dem Wort des Apostels Paulus: „Ein Brot. Darum sind wir, die vielen, ein Leib, denn wir alle haben teil an dem einen Brot“ (1 Kor 10, 17), darüber findet der Bischof kein einziges Wort! ...

Was es bedeutet, wenn am Sonntag, die Gemeinde zusammenkommt, um Eucharistie zu feiern, was getan werden muß, damit diese Feier für das Leben der Gläubigen, für die Kirche fruchtbar wird, auch darüber – nichts.

Zwar hat der Bischof recht, wenn er sagt: „Mit der Aufgabe der Sonntagsmesse ist der Abbruch des Glaubens verbunden. Auf alle Fälle bedeutet es die Auszehrung der Kirche.“ Das gilt allerdings nicht nur für das Versagen des einzelnen. Es gilt auch für die Kirche selbst. Wenn wegen der immer weniger werdenden Priester immer mehr Gläubigen die Gelegenheit zur sonntäglichen Eucharistie genommen wird, so bedeutet auch das "Auszehrung der Kirche".

In Brasilien sind 80% der Sonntagsgottesdienste Wortgottesdienste! Der Anteil der Sekten ist in den letzten 3 Jahrzehnten von 3% auf 30% gestiegen. Reicht der Kirche als "bestes Mittel" gegen den Priestermangel "die eucharistische Anbetung"?

Es gibt überhaupt keinen Zweifel darüber: Das Zölibatsgesetz der Kirche ist "Überlieferung der Menschen", begonnen mit Damasus Siricius als Enthaltensamkeitsgebot, seit 1139 als Eheverbot: Es ist völlig unmöglich, dieses Gesetz irgendwie auf Jesus zurückzuführen. Dagegen geht die Eucharistiefeier zurück auf den Auftrag Jesu: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Das ist keine Vollmacht für den Priester, Brot und Wein zu "wandeln", es ist Auftrag an die Kirche, die Gemeinde, sich in der Eucharistiefeier zum Mahl mit Christus zu versammeln und dadurch Kirche als den Leib Christi aufzubauen.

Wird hier nicht durch unsere "eigene Überlieferung Gottes Wort außer Kraft gesetzt?" Seit langem wird gefordert, daß die Personen, die tatsächlich eine Gemeinde leiten, auch geweiht werden und daß für begrenzte Aufgaben "viri probati" geweiht werden. Und auch die Frage nach der Weihe von Frauen kann nicht ausgegrenzt werden. Herr Bischof: Darf es denn heißen: „Maneat coelibatus - pereat ecclesia?“

Wie arm und verkürzt ist doch das Eucharistiebild des Bischofs. Da spricht das Konzil von den zwei Tischen in der Eucharistie. Dazu Bischof Koch: „Den einen Brennpunkt bildet in der Eucharistiefeier die Verkündigung des Wortes Gottes. ... Der andere Brennpunkt ist das eucharistische Hochgebet mit der gemeinsamen Mahlfeier. Weder ist eine Meßfeier ohne die erfahrbare Präsenz des Wortes Gottes noch ohne das große Lobpreisgebet und die anschließende Mahlfeier denkbar.“ (Anzeiger für die Seelsorge 5/1997, S. 239)

Nicht die sakramentale Gegenwart des Herrn im Tabernakel ist die "Mitte der christlichen Existenz", sondern der Herr, im Mahl "mitten unter uns" ist die Mitte des christlichen Lebens.

Franz Bentler

**Freckenhorster Kreis
Albachtener Str. 101 e
48163 Münster**

Redaktion:

Angelika Wilmes • Albachtener Str. 101 e • 48163 Münster

Bürozeit:

In der Regel mittwochs, 9.30 - 14.00 Uhr

Telefon:

(0 25 36) 14 08

Telefax:

(0 25 36) 344 946

e-mail:

fk-buero@gmx.de

Internet:

www.freckenhorster-kreis.de

Unsere Konten:

Darlehnskasse im Bistum Münster
(BLZ: 400 602 65)

Beitragskonto: 37 99 700

(Mitglieder (M): 35 Euro • Interessenten (I): 7,50 Euro)

Brasilienkonto: 37 99 701

Amparo maternal: 37 99 702

Ukraine: 37 99 703

Demetrius: 37 99 705